

Christian Fleck
Wladek, Stanley, Alois Hauser und andere.
Die Einzelfallstudie in der Soziologie

Einem gewöhnlichen Mitbürger in wenigen Worten verständlich zu machen, was Soziologie sei, gelingt selten. Diese peinliche Panne vor Augen kann man sich mit einer Gegenfrage zu retten versuchen: „Wissen Sie, was Psychologie ist?“ Falls, was meist der Fall ist, diese Frage bejaht wird, ist die Erklärung, was Soziologie sei, dann *recht leicht*: „Sehen Sie, Psychologie ist wie Einzelhandel und Soziologie ist der Großhandel.“ Wenn ich mich recht erinnere, las ich diese Anekdote zuerst bei Talcott Parsons, der ja sonst nicht gerade für saloppe Formulierungen bekannt ist.

Wer sich dieses Vergleichs bedient, um einer drohenden Verlegenheit zu entgehen, handelt sich *allerdings ein fast ebenso schwer handhabbares Problem* ein, wenn er den Vergleich allzu wörtlich nehmen würde. Während jene, die die Arbeit der Soziologen vor allem im Herumschauen großer Mengen von Zahlen sehen, den weiteren Horizont des Großhändlers goutieren mögen, kommen alle so genannten qualitativen Sozialforscher in Begründungsnot. *Entpuppt sich der Gesprächspartner nämlich plötzlich als viel besser informiert, als seine Eingangsfrage vermuten hätte lassen, und schiebt die Frage nach, wie in das Großhändlerbild kleine Fallzahlen, Einzelfallanalysen,*

case studies und ähnliches passten, droht sich der vorausschauend um Planung von Gesprächsverwerfungen bemühte Soziologe erst recht argumentativ zu verstricken, da es tatsächlich gar nicht leicht ist, Einzelfallstudien methodologisch zu begründen.

Versteht man Methodologie selbst als ein empirisches Unterfangen, dann ist es ihre Aufgabe zu rekonstruieren, was Forscher tatsächlich tun, um daraus Hinweise zu gewinnen, die Forschern künftig hilfreich sein können. Über die Einzelfallanalyse haben sich Methodologen bislang wenig verbreitet, in deutschen Methodenlehrbüchern findet sich selten eine ausführliche Behandlung dieser Methode, die trotz des Fehlens begleitender Reflexion regelmäßig benutzt wird und auf eine ansehnliche Tradition zurückblicken kann.

Gegenwärtige Praktiken des Forschens werden gerne mit Hinweis auf die Vergangenheit gerechtfertigt. Eine derartige traditionale Legitimität könnte für die Einzelfallstudie bis zu deren institutionellen Anfängen zurückgehen oder sogar noch weiter in die Vorgeschichte der Soziologie ausgreifen. In den Jahren, bevor die Idee der Stichprobe in der Soziologie heimisch wurde – deren Invasion fand bemerkenswert verzögert statt –, konkurrierten drei methodische Zugänge miteinander (wahrscheinlich ist es hier angebracht, statt von Konkurrenz von friedlicher Koexistenz zu reden), die alle drei in hohem Maße unsystematisch waren: Unter Rückgriff auf die amtliche Statistik, auf deren Routinen der Datengewinnung die frühen Soziologen keinen Einfluss nehmen konnten, wurden diese Daten zweiter Ordnung so behandelt, als wären sie ein getreues Abbild der eigentlich interessierenden sozialen Wirklichkeit. Dieses Ur-Vertrauen in die wohlfahrtsstaatliche Bürokratie verleitete beispielsweise Émile Durkheim zu ausführlichen Erörterungen der Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten hinsichtlich ihrer Neigung zum Selbstmord. Durkheims kluge Ausführungen stellten aber nicht in Rechnung, dass der Suizid in diesen beiden Religionen unterschiedlich behandelt wurde. Katholiken, für die der Freitod ein moralisch schwerwiegenderes Vergehen darstellte, scheinen deswegen verleitet gewesen zu sein, den Freitod eines nahen Angehörigen als Unfall darzustellen und diesen damit dem neugierigen Blick der amtlichen Statistik zu entziehen. Bei absolut kleinen Zahlen von ein paar Hundert Fällen pro Jahr können einige wenige vertuschte, und daher nicht gezählte Fälle durchaus das Gesamtergebnis verändern. Eine wissenssoziologisch informierte Kritik an der Validität amtlicher Statistiken, die das Zustandekommen der statistischen Befunde akribisch anhand von Analysen der zugrunde liegenden Entscheidungen im Einzelfall rekonstruiert, betrat erst viel später die Bühne; bis dahin – tatsächlich bis heute, weil eine statistikkritische Haltung unter So-

zialwissenschaftlern eher selten anzutreffen ist – hatten all jene, die ihre soziologischen Aussagen auf amtlichen Statistiken aufbauten mit wenig Kritik zu rechnen.

Der zweite Zugang bestand in Enqueten und Surveys, die von Sozialforschern selbst durchgeführt wurden. Die Frage, ob man ihren Ergebnissen vertrauen dürfe, lösten die frühen Umfrageforscher durch Maximierung der Zahl der Befragten. Je größer die Gesamtzahl desto ausgeprägter das Vertrauen in deren Validität. Lange Zeit hindurch wurde auf die Ziehung korrekter Stichproben verzichtet und die Geschichte der Umfrageforschung kennt mehr als einen Fall, in dem sich dies rächte. Der berühmteste war die aufgrund einer Leserbefragung von der auflagenstarken Zeitschrift *Literary Digest* verlautbarte bevorstehende Niederlage von Franklin D. Roosevelt bei den amerikanischen Präsidentenwahlen des Jahres 1936.

Doch Mängel der Repräsentativität waren nicht der einzige Schwachpunkt der frühen Umfragen. Die deutschen Professoren des „Vereins für Socialpolitik“ hielten sich einiges darauf zugute, dass sie die so genannte soziale Frage mit sozialwissenschaftlichen Methoden behandelten. Dazu führten sie Enqueten durch, die sich unter anderem auf Befragungen stützten. Als Angehörige des Bildungsbürgertums kamen ihnen allerdings regelmäßig Zweifel, ob beispielsweise Landarbeiter denn überhaupt in der Lage wären, die durchwegs nicht besonders raffinierten Fragebogen richtig und zutreffend auszufüllen. Daher wandte sich beispielsweise auch noch Max Weber lieber an Pfarrer, die als zugleich kompetente und Vertrauenspersonen Auskunft über die Lebenssituation anderer geben sollten. Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Publikation eines schmalen Buches des protestantischen Theologen Paul Göhre über die drei Monate, die er unter Fabrikarbeitern verbracht hatte, vor hundert Jahren so großes Aufsehen erregte. Göhre ließ die einfachen Leute selbst zu Wort kommen.

Der dritte Zugang kümmert sich nicht um Menge, Zahlen oder Stichproben, sondern adaptierte ein in der Psychologie dieser Jahre höchst angesehenes Verfahren für soziologische Bedürfnisse. Psychologen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts erkundeten das weite Land des Innerpsychischen vor allem durch Introspektion. Besonders fähige Personen – und akademisch gebildete Psychologen hielten sich selbstverständlich dafür – sollten in sich hineinhören, um Einsichten über das Funktionieren des psychischen Apparats zu gewinnen. Was Sigmund Freud mit seinen Träumen machte unterschied sich methodisch kaum von dem was die ihm feindlich gesonnenen Psychologen auch taten. Statt Traumprotokollen dachten sie über ihre Reaktionsgeschwindigkeit beim Verarbeiten äußerer Eindrücke nach und schrieben nachträglich alles auf, was ihnen

während derartiger Sitzungen durch den Kopf gegangen war. Dem setzte erst der Siegeszug des Behaviorismus ein Ende.

Alle drei hier knapp skizzierten Methoden sagen uns etwas über die Bedeutung der Analyse von Einzelfällen. Diejenigen, die amtlich erhobene Statistiken benutzten, vertrauten ebenso wie die deutschen Kathedersozialisten darauf, dass die ursprüngliche Datenaufzeichnung durch Dritte, deren Kompetenz in ihrer bürokratischen oder kraft sozialer Stellung verbrieften Unparteilichkeit begründet war, ein zutreffendes Bild der sozialen Wirklichkeit ergäbe. Es sollte lange dauern, bis diese paternalistische Vorannahme überwunden wurde.

In liberaleren, demokratisch gesonnenen Gesellschaften wie Großbritannien und den USA wurde zuerst den einfachen Leuten eine Stimme gegeben. Charles Booth ging schon in den 1880er Jahren in Londons East End von Haus zu Haus und trug Daten zusammen, die in die monumentale Veröffentlichung *Life and Labour of the People of London* Eingang fanden. Jenseits des Atlantik studierte W.E.B. Du Bois mit vergleichbarer Akribie die schwarze Bevölkerung für sein *The Philadelphia Negro*. Chicago sollte schließlich der Ort sein, an dem die Praxis des social survey in etwas Neues transformiert wurde, die case study. Diese hat ihre Wurzeln in der Praxis von Sozialarbeitern, die die von ihnen Betreuten notabene als Einzelfälle zu betrachten hatten und sich zugleich der Aufgabe gegenüber sahen, allgemein gültigere Folgerungen aus diesen zu ziehen. Doch ohne die parallel erfolgende Entwicklung von so etwas wie soziologischer Theorie wäre aus den Fallprotokollen der social workers so wenig eine neue Methode entstanden wie es des Genius von Freud bedurfte, um aus seinen Träumen mehr zu machen als gelegentlichen Gesprächsstoff während des Morgenkaffees.

Die erste und seither berühmte, wenn auch selten gelesene Veröffentlichung, in der es zur Verbindung von an Generalisierung interessierter soziologischer Theorie und breiter, fallbezogener Empirie kam, war die Gemeinschaftsarbeit des Amerikaners William I. Thomas mit dem Polen Florian Znaniecki. Deren *Polish Peasant in Europe and America* ist nicht nur eine der ersten, wenn nicht überhaupt die erste Gemeinschaftsarbeit zweier gleichrangiger Autoren, wofür dieses Buch allein schon Aufmerksamkeit verdiente, da bis dahin – und in den deutschsprachigen Ländern noch lange Zeit danach – Kooperationen nur zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Meistern und Lehrlingen üblich waren. Im *Polish Peasant*, einer ursprünglich fünfbändigen Studie über den Wandel, dem in die USA auswandernde polnische Bauern ausgesetzt waren, findet man, was seither zum Standard empirischer Erhebungen gehört, nämlich den Versuch einer systematischen Bezugnahme der empirisch

erhobenen Daten zur Theorie. Die dort ausgebreitete Theorie ist in ihrem Kern immer noch gültig. Persönliche Einstellungen, attitudes, und soziale Werte, values, stehen derart zueinander, dass es nicht sinnvoll wäre, bei der Erklärung von sozialem Handeln nur auf eines der beiden Elemente Bezug zu nehmen. Soziale Werte sind die Bausteine, aus denen soziale Verhaltensregeln entstehen und diese bilden das Fundament sozialer Institutionen. Hier ist die erst später, und dann eher en passant erwähnte Einsicht vorformuliert, die seither als Thomas-Theorem zum Grundwissen von Soziologen gehört: „If men define a situation as real it is real in its consequences.“ Die spätere voluntaristische Formulierung ist im *Polish Peasant* noch stärker institutionalistisch eingebettet. Die values übersetzen sich dort in vier Handlungsorientierungen, von denen Thomas & Znaniecki annahmen, dass sie universal seien: Vier Wünsche charakterisierten das Individuum – experience, recognition, mastery und security – und keine dieser Handlungsorientierungen sei ohne Bezugnahme auf andere Handelnde und ohne Unterstützung durch soziale Institutionen realisierbar. Der Hinweis auf die sozialtheoretische Unterfütterung ist hier angebracht, weil erst vor diesem Hintergrund verständlich wird, warum am Ende der Studie auf nahezu dreihundert Seiten Wladek zu Wort kommt. Die Autobiographie dieses Mannes, dessen Familienname in der vorangestellten Einleitung nur einmal nebenher erwähnt wird, um seine Familie zu identifizieren, dient Thomas und Znaniecki als Beleg für ihre soziologische Theorie. Wladeks attitudes änderten sich, weil sich seine Lebensumstände in Folge der Auswanderung in die USA änderten. Quod erat demonstrandum.

Während im *Polish Peasant* Theorieentwicklung und Fallpräsentation noch in einem Buch vereint waren, betraten diese beiden Diskurse später immer öfters getrennt die Bühne. Einzelfallstudien wurden immer häufiger separat als Bücher veröffentlicht und deren Abhängigkeit von dem theoretischen Diskussionszusammenhang, aus dem sie entstanden waren, konnte dadurch übersehen werden. Clifford Shaw rechtfertigte beispielsweise die Veröffentlichung der own story des kleinen Gangsters Stanley damit, dass diese nützliche Informationen erstens über die Sichtweise des Delinquenten, zweitens über die soziale und kulturelle Situation, auf die der Delinquent reagiert, und drittens über die Abfolge vergangener Erfahrungen und Situationen im Leben des Delinquenten böten. Shaws *The Jack-Roller: A Delinquent Boy's Own Story* sollte zugleich den Wert der neuen Methode der Aufzeichnung von autobiographischen Dokumenten demonstrieren und zugleich ein Beitrag zu jener soziologischen Perspektive sein, die durch Bezugnahme auf das Begriffspaar value und attitude charakterisiert war. Manche Leser zeigten nur am erstgenannten Anliegen Interesse und lösten damit diese Fallstudie aus

jenem Kontext, ohne den Fallstudien ihren spezifischen soziologischen Wert leicht zu verlieren drohen. Natürlich kann man die Autobiographie des pseudonymen Stanley auch als literarischen Text lesen, doch damit amputiert man all jene Bezüge, derentwegen derartige Fallstudien ersonnen wurden.

In den sich fortschreitend verselbständigenden, einander zunehmend antithetisch gegenüber stehenden Richtungen der quantitativen und qualitativen Soziologie nahm die Einzelfallanalyse unterschiedliche Rollen ein. Die Ausdifferenzierung in diese beiden Strömungen war begleitet von einer wechselseitigen Ignoranz gegenüber dem breiteren Kontext des jeweils anderen Ansatzes. Quantitative Soziologen verfeinerten die statistischen Analyseverfahren und interessierten sich zunehmend weniger für die Qualität der Ausgangsdaten, die sie immer ingenieuser transformierten. Qualitative Sozialforscher waren nicht frei von einer romantischen Verherrlichung der außergewöhnlichen Geschichten Randständiger und begnügten sich immer öfter damit, die Buntheit des sozialen Lebens vorzuführen. Die Vertreter der qualitativen Seite verzichteten damit darauf, gleichsam zum Gegenangriff auszuholen. Sie hätten nämlich mit einiger Berechtigung darauf hinweisen können, dass in der Soziologie viel häufiger als gemeinhin vermutet einzelne Fälle analysiert werden. Um eine Einzelfallanalyse handelt es sich ja nicht nur dann, wenn ein Individuum Gegenstand der Analyse ist, sondern auch wenn Aussagen über eine soziale Gruppe, einen Beruf, ein Dorf oder auch eine Gesellschaft als Ganzes gemacht werden. Mit anderen Worten, die meisten soziologischen Erhebungen sind Einzelfallstudien, nur sticht das bei der Wahl einer Gesellschaft weniger ins Auge als wenn man Wlodek, Stanley oder Alois Hauser untersucht.

Spiegelbildlich zum Verzicht der qualitativen Soziologen auf methodologische Verfeinerung und Legitimierung ihrer Vorgangsweise konzentrierten sich die quantitativen Soziologen auf die exklusive Ausgestaltung ihres statistischen Analysegebäudes und vergaßen darauf, dessen Fundamente wenigstens gelegentlich zu inspizieren.

Die raren Initiativen, die auf einen Brückenschlag zwischen den beiden Verfahren, einerseits der Datenanalyse und andererseits des Auffindens von exceptionellen Fällen, zielten, blieben ohne Echo. Paul Lazarsfeld, der im Anschluss an *Die Arbeitslosen von Marienthal* in einer seiner ersten methodologischen Selbstreflexionen darauf gedrängt hatte, dass ein zutreffendes Bild sozialer Wirklichkeit nur gezeichnet werden könne, wenn der Sozialforscher sowohl Einzelfälle als auch Massendaten analysiere, stand Pate für die Kreation der so genannten deviant case analysis. Seine beiden Mitarbeiterinnen Patricia L. Kendall und Katherine M. Wolf – die eine wurde später seine drit-

te Ehefrau und die andere war seine frühere Studentin am Wiener Psychologeinstitut des Ehepaars Bühler – veröffentlichten 1949 einen detaillierten Vorschlag über die Nutzung von Einzelfallanalysen im Rahmen empirischer Studien, die große Datenmengen statistisch analysieren. Sie verwiesen das sorgfältige Studium jener Fälle, die durch die generalisierende Analyse nicht erklärt werden könnten, nicht in den Bereich des „tidying-up“ der Standardverfahren, sondern schrieben ihm einen eigenständigen Wert zu. So könnten zusätzliche erklärende Faktoren gewonnen werden und für eingeführte Variable bestehende Messverfahren verfeinert werden. Jedenfalls sei es die Anstrengung wert, Fälle, die nicht in das generelle Bild passten, eingehend zu studieren. Man wird nicht behaupten können, dass diese Botschaft bei den Adressaten ankam.

Die Soziologie ist vermutlich nicht die einzige wissenschaftliche Disziplin, deren kognitive Gestalt im Laufe der Jahre eine Art von Versteinerung erfuhr. Erfolgreiche Verfahren werden dabei zur gleichen Zeit simpler und raffinierter. Was sich einmal bewährt hat, daran wird festgehalten. Die Überprüfung der Frage, ob was gestern zu gültigen Resultaten führte auch heute noch dasselbe zu versprechen vermag, wird allzu oft unterlassen. Stattdessen poliert und verfeinert man Details der Instrumente, über die Konsens herrscht, dass sie sich bislang bewährt hätten. Dass diese Haltung in einer Disziplin, die sich mit sozialem Wandel beschäftigt und daher damit rechnen sollte, dass auch ihre Kernvorstellungen einem solchen Wandel ausgesetzt sein könnten, noch weniger angebracht ist als in wissenschaftlichen Sparten, die sich mit über Zeit relativ unveränderlichen Phänomenen befassen, sollte keiner langen Begründung bedürfen.

Wenn es richtig ist, dass die Soziologie, wie jede andere Wissenschaft auch, um allgemein gültige und möglichst informative Aussagen bemüht sein sollte, dann ist es nicht besonders schwierig, die Einzelfallstudie zu lokalisieren und zu rechtfertigen. Die Geschichten von Wlodek, Stanley, Alois Hauser und anderen sagen uns allein nur wenig, als Beiträge im polyphonen Konzert einer Disziplin können sie aber sehr hilfreich sein: sei es dass sie generalisierende Behauptungen zu illustrieren vermögen, als Verständnishilfe derart dienen, dass wir die allgemeinen Konzepte und Thesen erst zu verstehen vermögen oder uns darauf hinweisen, dass diese oder jene allgemeine These vielleicht doch näher zu spezifizieren wäre.

Den Gegensatz der methodischen Ansätze kann man als einen zwischen an Variablen orientierter quantitativen und am Fall orientierter qualitativen Vorgangsweise kennzeichnen. Bei näherer Betrachtung wird dann rasch klar, dass der Variablen-Ansatz ein Problem mit der Erklärung von Veränderun-

gen in der Zeit hat (und sich mit der Technik der Trendanalyse mehr schlecht als recht aus dem Dilemma befreien will, weil das Panel-Design zwar methodologisch besticht, praktisch aber selten realisierbar ist). Letzteres, die Schritt für Schritt nachvollziehbare Analyse sozialen Wandels, von dem, was in der Chicagoer Tradition natural history genannt worden ist, ist zweifellos die Stärke qualitativer Verfahren. Die Vielfältigkeit der Dimensionen der wenigen analysierten Fälle und die Reichhaltigkeit, die solche (Lebens-) Geschichten aufweisen, veranlassten qualitative Soziologen, öfter als man wünschen möchte dazu, sich in der Erzählung der Details zu verlieren oder unter Benutzung fragwürdiger Typisierungsverfahren verallgemeinernde Schnellschlüsse zu ziehen. Für die mühsame Arbeit der Suche nach Generalisierung wurde kaum die nötige Geduld aufgebracht.

Über den Nationalsozialismus wissen wir wie über kaum eine andere Epoche Bescheid. Wer wissen will, dem wurde alles zur Hand gegeben, um fast alle Fragen, die einem zu diesem Phänomen einfallen können, beantwortet zu erhalten. Und doch ist es von Zeit zu Zeit angebracht, das generelle Wissen, das wir über Nazis, Krieg und totalen Staat haben, gleichsam beiseite zu stellen und uns die Geschichte einer Person zu vergegenwärtigen, die in dieser Zeit zu leben hatte und durch sie geprägt wurde. Dann lösen sich verfestigte Begriffe auf und all jene für sich genommen höchst berechtigten Urteile und Verurteilungen, die wir über diese Epoche zur Hand haben und fast schon reflexartig anzuwenden gelernt haben, können einer Überprüfung unterworfen werden.

Alois Hausers Weg in die Hitler-Jugend hinein und aus dem Krieg heraus ist wie der vieler anderer seiner Generation. Dennoch ist, was Waltraud Kannonier-Finster über ihn schreibt, keine exemplarische Darstellung, wo der Fall nur als Beweismaterial für eine vorgängig fixierte Deutung dient. Im Nachvollzug der Lebensstationen Alois Hausers ist es am Leser selbst, die moralischen Fragen zu stellen und Antworten darauf zu suchen. Die Soziologin liefert dafür alles, was nötig ist. Die Bedingungen, denen das Handeln des Jugendlichen und später des jungen Mann unterworfen war, werden detailliert geschildert. Man kann versuchen sich auszumalen, wo man an seiner Stelle anders gehandelt hätte. Selbst wenn man bei der Lektüre dieses Lebensberichts und seiner soziologischen Kontextualisierung eine solche Stelle in Hausers Lebens meint gefunden zu haben, wird man den von ihm eingeschlagenen bzw. beschrittenen Lebensweg nicht sogleich als moralisch falsch qualifizieren können. Alois Hauser hat natürlich nicht Geschichte gemacht, historische Taten und Untaten sind ihm erspart geblieben und er hat sie wohl

auch nicht gesucht. Aber ohne die vielen, die gleich ihm taten, was von ihnen erwartet wurde, und nichts unternahmen, was diesen Erwartungshorizont überschritten hätte, hätte die Gesellschaft nicht funktioniert. Das gilt für Diktaturen ebenso wie für Demokratien. Einem in Erinnerung zu rufen, dass der Weg, den eine Gesellschaft nimmt, von Einzelnen fast nie beeinflusst werden kann, dass dieser Weg aber nur dank der Mithilfe einer Vielzahl gewöhnlicher, durchschnittlicher Namenloser tatsächlich begangen wird, gehört zu den vornehmsten Aufgaben der Soziologie. Diese Botschaft im Angesicht der barbarischen Nazi-Gesellschaft auszusprechen, fällt einem ein Stück weit schwerer als dieselbe Wahrheit im Angesicht friedlicherer Sozialformen auszusprechen. Was hier banal klingen könnte, steht dort unter dem Verdacht der Frivolität. Beiden Fallstricken weiß sich Waltraud Kannonier-Finster zu entziehen.

Tiroler Studien zu Geschichte und Politik – Band 5

Reihenherausgeber: Michael-Gaismair-Gesellschaft

Waltraud Kannonier-Finster

Eine Hitler-Jugend

Sozialisation, Biographie und Geschichte
in einer soziologischen Fallstudie

Mit einem Vorwort von Christian Fleck

StudienVerlag

Innsbruck

Wien

München

Bozen

© 2004 by Studienverlag Ges.m.b.H.,
Amraser Straße 118, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Gedruckt mit Unterstützung durch das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft
und Kultur in Wien und das Land Tirol.

Umschlag und Kapitelgestaltung: adeins/Wilfried Winkler
Satz: Studienverlag/Karin Berner
Buchgestaltung nach Basisentwürfen von Kurt Höretzeder

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>>
abrufbar.

ISBN 3-7065-4048-7

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Foto-
kopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbei-
tet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Christian Fleck: Wlodek, Stanley, Alois Hauser und andere. Die Einzelfallstudie in der Soziologie	7
Einleitung	17
Eine soziologische Fallstudie: Anmerkungen zur methodischen Vorgangsweise	23
Historische Zeittafel: Österreich vom Ende des Ersten Weltkrieges bis 1988	29
Der Schauplatz: Das wirtschaftliche, soziale und politische Umfeld	35
Soziale Herkunft, Elternhaus, Kindheit	51
Begriffsklärung: Jugend und Adoleszenz als Übergangsphase	59
Sacherklärung: Jugend und Nationalsozialismus	67
Die HJ-Mitgliedschaft von Alois Hauser: „... wegen dem Sport“	83
Sacherklärung: Sport und Nationalsozialismus	99
Das Kriegsgeschehen in Jugoslawien 1943/44 und Italien 1944/45	105
Der Soldat Alois Hauser	111
Gefangenschaft und Heimkehr	127
Begriffsklärung: Das Tagebuch als sozialwissenschaftliche Quelle	135
Wo geht Herr Alois Hauser um nach 1945?	143
Zusammenfassung	163
Anmerkungen	173
Bibliographie	181
Abbildungsverzeichnis	189
Die Autorin	191